

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische allgemeine Zeitung. 1951-1959 1953

231 (3.10.1953) Sonntagsbeilage

AZ

Sonntags Beilage

Samstag/Sonntag, 3./4. Oktober 1953

Nummer 1

Das Leben und die Technik

Eine Betrachtung zum Ernte- und Dankfest

Nun liegen die Aecker aufgeräumt. Das Korn, das auf den Feldern der Rheinebene, des Kraichgauer Hügellandes wuchs, ist längst gedroschen; die Obstbäume am Hang der Vorberge des Schwarzwaldes und des Odenwaldes sind geleert, vergessen die seltenen Tage, als im mittelbadischen Raum aus der Fülle des Segens überladener Zwetschgenbäume eine Krise der angeblich so herrlichen Marktwirtschaft wurde; die Tabakblätter, die von den sandigen Böden der Pfalz bis in die Ortenau hinauf standen, sind gebrochen und gefädelt; die letzten Trauben werden in die Kelter gebracht, Kartoffeln und Dickrüben in Säcke verpackt, vom Bauland bis an die Berge des Schwarzwaldes, und den Städten zugeführt; es ist Herbst, und der Tag ist gekommen, da man danken darf für alles, was Sonne und Regen, Arbeit und Mühe den Menschen gegeben haben.

Das hat einen tiefen Sinn. Und diese Sinngebung ist überaus alt — und zugleich in einer eigenartigen Sicht ebenso modern. Wer heute irgendeine kulturpsychologische Abhandlung liest, wird unweigerlich auf das Wort und den Begriff „Technik“ stoßen. Man spricht von unserer Zeit als dem Zeitalter der Technik, und wer wollte leugnen, daß dem so ist. Wir alle haben erfahren und erfahren es täglich, daß die Technik eine Macht ist, vielleicht die größte Macht unserer Zeit überhaupt, im Guten wie im Bösen. Viele sind deshalb geneigt, die Technik als etwas völlig Neues zu betrachten, das in die Welt der modernen Menschheit eingebrochen ist. Aber das ist falsch, und dafür gibt es einen merkwürdigen und interessanten Beweis, der gerade am heutigen Tage, am Ernte- und Dankfest, bedeutsam erscheint.

Forscher der frühesten Geschichte der Menschheit haben nämlich — bei Untersuchungen über den Begriff des Eigentums — die Entdeckung gemacht, daß für die Menschen der ersten Zeiten, da sie noch Sammler und Jäger waren und die ersten Werkzeuge und Waffen aus Holz und Stein formten, das „Eigentum“ nur für die technisch hergestellten Dinge galt. Und es stellt sich die moderne Frage: ob jenes uralte Wissen um das Eigen heute noch gilt — ob das technische Werk Eigentum, wenigstens ein Miteigentum dessen ist, der es mit seiner Arbeit schuf?

Die Früchte und die Tiere des Feldes, des Waldes aber gehörten allen, denn sie galten ihnen als Eigentum Gottes, der es den Menschen und Tieren schenkte; dargeboten im Bewußtsein jener frühen Menschen von den magischen Mächten des Seins, die sie in Beschwörungen und Dankopfern verehrten. Ernte war nicht menschliches Werk, sondern Werk des Gottes. Sie war nicht von menschlichen Händen gemacht, sondern gewachsen und dem Menschen erwachsen; Gaben des Lebens, nicht der menschlichen Technik.

Diese uralte und sinnvolle Unterscheidung ist, so möchte uns dünken, heute noch lebendig im Bewußtsein aller derer, die in unserem

Zeitalter der Technik noch nicht vergessen haben, daß ein Tag der Ernte zugleich ein Tag des Dankes sein soll. Den Mähdrescher, den ein Bauer sich anschafft, bezahlt er seinem Lieferanten; damit ist die Sache erledigt, eines Dankes bedarf es nicht. Aber das Korn, das draußen auf dem Acker wuchs, die Äpfel, die sein Baum reifen ließ, die Kartoffeln, die in der Erde sich ihm rundeten, all das ist Erzeugnis, ein schöpferisch Gezeugtes, nicht ein technisch Gemachtes — soviel an Technik dabei auch mitgewirkt haben mag, von der Hacke bis zur Dreschmaschine oder der Kelter für den Most.

So modern und technisch heute ein Erntetag sich auch gebärden mag, man spricht ja nicht ohne Grund von der Technisierung der Landwirtschaft und niemand kann und will sie aufhalten — der Tag der Ernte bleibt ein Tag des Dankes. Und er wird es bleiben, solange wir wissen, daß über aller Technik das Lebendige schöpferisch wirkt, ja, daß letzten Endes die Technik selbst das größte schöpferische Wunder des menschlichen Geistes ist.

R-r



Dilsberg

Originalzeichnung von Fritz Lang

Ludwig Frank — Anwalt des Volkes

„Der badische Lassalle“: So nannte einst das große dänische Blatt „Politiken“ in seinem Nekrolog den badischen Sozialdemokraten, Landtagsabgeordneten, Reichstagsabgeordneten, Rechtsanwalt und 40 Jahre alten Kriegsfreiwilligen von 1914, als Ludwig Frank am 31. August im ersten Kriegsmonat des ersten Weltkrieges in Lothringen von einer französischen Kugel niedergemäht wurde: wenige Wochen nachdem sein Freund Jean Jaurès von der Kugel eines nationalistischen Mörders niedergestreckt worden war. Zwei große Opfer am Beginn einer unseligen Zeit! Noch im Vorjahr in Bern, wenige Monate zuvor in Basel hatten beide, zusammen mit anderen bedeutenden Parlamentariern der beiden Völker — auf den Vorschlag Franks in einer Versammlung der Mannheimer Sozialdemokratischen Partei von der gesamten verständigungsreichen Presse aufgegriffen — in jenen zwei großen Kongressen der Friedensbereitschaft versucht, das europäische Unheil abzuwenden. Es war vergebens.

Ludwig Frank, am 23. Mai 1874 geboren, stammte aus Nonnenweier bei Lahr, aus einer kleinen Landgemeinde, in der es seit Jahrhunderten ansässige jüdische Kaufmanns- und Handwerkerfamilien gab. Die Söhne gingen aufs Gymnasium nach Lahr, soweit sie nicht in die Lehre kamen, und auch der junge Ludwig Frank war einer der Lehrer Pennäler, und nicht der schlechteste Schüler, im Gegenteil: er war der Primus seiner Klasse. So durfte er die Abiturientenrede halten: „Die Bedeutung Lessings für unsere Zeit“, hieß das Thema. Aber wie stützten die Leh-

rer und die braven Lehrer Honoratioren, als da der junge Frank vom Rednerpult herunterrief: „Wir müssen ein Herz haben für die Leiden der Tiefstehenden. Nicht zu einem rohen-egoistischen Klassenkampf wollen wir uns rüsten; nein, unser Kampf sei ein Kampf um das Wohl aller im Dienste der Allgemeinheit. Nach Jahren, wenn die Schule des Lebens hinter uns liegt, wollen wir einander fragen: Hast du im Geiste Lessings gelebt und gewirkt? Hast du den Unterdrückten die helfende Hand gereicht? Und doppelt gilt dann jenes Wort: Selig der Mann, der die Prüfung bestanden!“

Sprach da nicht schon unverkennbar der Mann der Öffentlichkeit, der Politik, des Kampfes, der Sozialist? Beinahe hätte diese Rede dem kühnen Abiturienten das Reifezeugnis zur Universität gekostet. Aber es gab damals in Baden noch einige unschulmeisterliche Oberschulräte und einen gut altbadisch liberalen Geist auch unter den Ministern. So durfte Ludwig Frank Jura studieren, in Freiburg und in Berlin. In Freiburg gründete er den „Sozialwissenschaftlichen Studentenverein“, dem übrigens der spätere Rastatter Bürgermeister und Abgeordnete Renner und die berühmteren Friedrich Wilhelm Foerster und Ludwig Woltmann angehörten. 1899 baute Frank seinen Dr. jur., wurde Rechtspraktikant, Referendar und schließlich Rechtsanwalt in Mannheim.

Bald machte sich der junge Anwalt nicht nur einen Namen in seiner Praxis, auch als Journalist und Redner der badischen Sozialdemokratie, als Mannheimer Stadtverordneter und als Redakteur der sozialistischen Jugend-Zeitschrift „Junge Garde“ wurde er weithin bekannt; und nicht lange dauerte es, da war Ludwig Frank der Mann, der in dem von so viel parlamentarischer Tradition umwehten Rondell des Weinbrennerhauses in der Ritterstraße in Karlsruhe, im Badischen Landtag, neben Wilhelm Kolb die Partei führte.

Jene Jahre vor 1914 waren seit den bedeutsamen Entscheidungen der 60er Jahre nach langer Pause wieder eine große Zeit des badischen Parlamentarismus.

Nationalliberale, Fortschrittliche Volkspartei und Sozialdemokratie fanden sich zu einer parlamentarischen Koalition zum „Großblock“ zusammen. Diese Verbindung mit den Nationalliberalen bedeutete für die badische Sozialdemokratie gegenüber der radikaleren Reichspartei eine scharfe Frontstellung; denn die badische Sozialdemokratie bekannte sich dadurch zum „Revisionismus“. Wofür sie, von Ludwig Frank vertreten, auf den Reichsparteitag heftigsten Angriffen ausgesetzt war; zuletzt durch August Bebel. Aber Frank stand auch dort seinen Mann: „Baden hat ein altes Verfassungsleben“, sagte er auf dem Magdeburger Parteitag 1910, „es gab jahrzehntelang schwere Budgetkämpfe, aber das Budget wurde fast immer einstimmig angenommen. Das wurde aber nicht als Vertrauensvotum aufgefaßt. Man kann nicht in ein

Parlament hineingehen, um im Parlament Antiparliamentarismus zu treiben. Und sehr oft hält man etwas für eine kleine Konzession, was ein Keim der Zukunft ist und was erst nach zwanzig bis dreißig Jahren als lebenskräftiger Gedanke für die Bildung der kommenden Gesellschaft erkannt wird“.

Ludwig Frank war indessen keineswegs ein Dogmatiker des Revisionismus. Er war dialektischer Marxist genug, um zu wissen und zu sehen, daß in der Sphäre der preußischen Politik mit ihrem Dreiklassenwahlrecht die Dinge grundsätzlich und taktisch anders lagen wie in Baden mit seiner hundertjährigen demokratischen Tradition, ohne Feudalmächte, ohne Militarismus, ohne adlig übersetzte Bürokratie, ohne proletarische Massenballung gegenüber kapitalistischen Schlotbaronen. Dort wurde der badische Revisionist Frank, im Reichstag und in der Partei, wohin man ihn oft genug holte, zum „Radikalen“; rief auf zur politischen Aktion durch das stärkste wirtschaftliche Mittel der organisierten Arbeiterschaft: durch Generalstreik, um das größte sozial-politische Unrecht, das preußische Dreiklassenwahlrecht, das Wahlrecht der Junker und Großbourgeoisie zu stürzen.

Frank war ein glänzender Redner. Schien nicht Lassalle wiedergekommen, wenn der junge Anwalt der Arbeit stand: „Ein kräftiges, markantes Gesicht, eine hochgewölbte Stirn, umgeben von kohlschwarzen, dicht gelocktem Haar, kluge braune Augen und einen festen, energischen Mund, der, wenn er lachte, eine Reihe starker, blendend weißer Zähne entblökte, die geradezu leuchteten, vor Appetit auf das Leben!“ Aber es ging Frank bei dem Kampf gegen die preußische militärische, feudalbürokratische Vorherrschaft um ein großes, letztes Ziel: nur noch ein demokratisches, parlamentarisch regiertes Preußen konnte die nationale, die europäische Gefahr, die 1913 erkennbar wurde, bannen.

Es war auch hier zu spät. Der Krieg, den Ludwig Frank in der nationalen und auch in der internationalen Ebene seines politischen Wirkens bekämpft hatte, kam doch. Und da geschah etwas seltsames, etwas, das viele damals nicht verstanden. Der Reichs- und Landtagsabgeordnete, der vierzigjährige Landsturmmann, der jüdische Rechtsanwalt Ludwig Frank, meldete sich als Freiwilliger zum aktiven Dienst: „Einer muß dabei sein, der die Fundamente geschen hat!“ sagte er. Durch die eigene Tat wollte Ludwig Frank beweisen, daß der Beschluß seiner Fraktion vom 4. August 1914 nicht äußerem taktischen Zwang, sondern einer inneren Notwendigkeit entsprach. Und es war noch ein Drittes dabei: Frank empfand nicht zuletzt seine Heimat bedroht. Denn was schien damals mehr gefährdet als das Land um Oberrhein?

So also zog Ludwig Frank ins Feld. Wenige Tage später legten die Kameraden den durch Kopfschuß gefallenen mit zwei anderen Toten ins Soldatengrab. Es war in der Nähe von Baccarat ...

R. G. Haebler.

Anekdoten und Schnurren

Aus Eins mach Drei

Der Bürgermeister einer größeren badischen Landgemeinde war bekannt dafür, daß er es stets verstand, seinen Willen durchzusetzen. Das war nicht immer leicht, denn auch die Gemeinderäte hatten ihren Dickkopf. Aber der Bürgermeister war meist der Schlauere, und wenn es nicht geradeaus ging, dann eben krumm.

So sollten einmal drei Vertreter der Gemeinde eine Dienstfahrt in die Gegend am Bodensee machen, um auf einem großen Viehmarkt einen neuen Gemeindestier zu kaufen. Nun war aber die Mehrheit im Gemeinderat der Meinung, es sei unnötig, drei Männer hinzuschicken, das koste nur eine Menge Geld. Der Bürgermeister könne allein fahren, das genüge.

Das Ortsoberrath war nun insgeheim anderer Meinung, denn wenn der

neue Fahren die Erwartungen nicht erfüllen sollte, dann war selbstverständlich er, der Bürgermeister, daran schuld. Doch offener Widerspruch war unnötig, weil dann jeder seinen Dickkopf aufsetzte. Deshalb meinte er vorsichtig: „Ja, Männer, wenn's euch wege de Koschte isch, do müesse mir erscht entscheide, ob der Vertreter der Gmei nach Maßgabe der diesbezüglichen Verordnung des Ministeriums II. Klasse fahre darf. Do drüber müesse mir als zuerscht abstimme!“

Es wurde einstimmig beschlossen, daß angesichts der Finanzlage der Gemeinde eine Fahrt II. Klasse nicht gewährt werden könne. „Gut!“, sagte der Bürgermeister, „jetzt henn mir e Hauße Geld g'spart. Also könne a drei fahre!“

Das leuchtete jedem ein. Und so wurde es auch beschlossen.

Nicht alles so tragisch nehmen!

Kleine Bosheiten und spitze Worte

Es ist eine Tatsache, daß man sich oft über die einfachsten Dinge nicht einigen kann, und wir erleben es immer wieder, daß der Kampf mit den kleinen Dingen des Alltags uns viel mehr aus dem Harnisch bringen kann, wie das Ringen mit einem ersten Problem oder wie ein großer Ärger. Der große Ärger ist einmalig, der Kampf mit den kleinen Dingen kann sich jeden Tag mit wechselnden Objekten wiederholen.

Im Kampf mit den vielen kleinen alltäglichen Dingen verbraucht man an der unrechten Stelle ein Übermaß an Kraft und Energie, und man hat den rechten Maßstab und die Übersicht verloren, und die einfachen Regeln der Überlegung und Ordnung sind bald abhandengekommen. Mit Entsetzen denkt man daran, daß man eine wichtige Verabredung und den so wichtigen Brief einfach vergessen, das Geldtäschchen verlegt, den Geburtstag der Freundin verpaßt hat. Bei all diesen Vorkommnissen fehlt die innere Ruhe, die zur Meisterrung der täglichen Kleinigkeiten notwendig ist. Wenn die innere Ruhe gewonnen ist, bewegen sich die Gedanken nicht ungeordnet und durcheinander, sondern der Gedankenablauf erfolgt in Konzentration, die sich wieder in den Handlungen und der Behandlung der kleinen Dinge so wohltuend ausdrückt.

Allerdings, es gibt eine Reihe zufälliger, tückischer, kleiner Dinge, die sich gerade dann einzustellen pflegen, wenn man Wert darauf legt, einen besonders guten Eindruck zu machen. Dazu gehört der berühmte Westknopf, der gerade bei der Bewerbung um eine bessere Anstellung plötzlich nur noch an einem Faden hängt; das ist der Ruffleck auf der Nase eines lieblichen Mädchens gerade dann, wenn sie erwartet, die entscheidende Frage von dem Geliebten zu hören; hierhin gehört das Ausrutschen auf dem glatten Parkett, wenn man die bezauberndste Frau des Abends beim Tanz im Arm hält. Das Verkehrteste in einer solchen Situation ist, diese Dinge schwerer zu nehmen, als sie sind, sich weilschweifig

leeren Herzen kommen, daß ein wenig Neid, ein wenig Mißgunst mitspricht. Man nehme die kleinen Bosheiten und spitzen Worte nicht so wichtig, schon verlieren sie ihr aufgeplustertes Getöse, werden ganz klein und fallen in sich zusammen. Die kleinen Dinge des Alltags sind weder mit großer Philosophie noch mit einem Übermaß an Kraft zu meistern, mit denen man ihnen nur zu oft begegnet.

Man sehe die kleinen Dinge nicht in überdimensionalen Formen, sondern nehme sie als das, was sie sind, „kleine Dinge“. Man muß sie beherrschen, damit sie uns nicht beherrschen. Und man beherrscht sie nur mit zielbewußter Selbsterziehung zu Ordnung, Geduld und innerer Ruhe.

Uralte Schönheitsrezepte

Von Poppaea nachdrücklich empfohlen

Poppaea, die schöne Gemahlin des Kaisers Nero, hatte ein besonderes Schönheitsrezept. Um ihre Haut zart und rein zu erhalten, badete sie täglich in Eselmilch und wenn sie einmal eine längere Reise unternahm, wurden von den Sklavinnen 500 Eselinnen mitgeführt, damit sie täglich ihrer Schönheit den geforderten Tribut zahlen konnte.

Katharina von Medici verbrauchte jährlich eine halbe Million Francs für Salben und Schönheitswässer. Sie bevorzugte starkduftende betäubende Parfüms. Um ihren Körper jugendlich und faltenlos zu erhalten, setzte sie ihrem Badewasser 5 Lot Kampferlösung, 5 Lot Seesalz und 2 Lot Ammoniakgeist hinzu.

Die Marquise von Crespey, von dem Sonnenkönig Ludwig XIV. wegen ihrer außerordentlichen Schönheit besonders verehrt, verdankte ihrer Orangendiät noch mit über 90 Jahren ein apfelblütengleiches Aussehen und vollkommen gesunde Zähne. Drei Dutzend Orangen aß sie im Durchschnitt täglich und — in starker Hühnerbrühe gekochtes Gemüse.

Die Königin Elisabeth von Ungarn hatte noch bis ins hohe Alter einen blendend weißen Teint. Sie erhielt sich ihre weiße Sammethaut mit zwei Drachmen Lavendelöl, 30 Tropfen Ambratinktur, 1/2 Pinte Orangenblütenwasser, 1/2 Unze Rosmarinöl, 4 Drachmen Toluantinktur und 1/2 Pinte Spiritus. Man nannte sie „die Wundervolle.“

STILLES HEIM

Ich will die lauten Freuden nicht,
Mein stilles Haus sei meine Welt!
Vom Stern der treuerfüllten Pflicht
Sei einzig nur mein Herz erbellt!

Ich will drauf sinnen Tag und Nacht,
Wie ich die wohl was Liebes tu!
Was ist doch all der Feste Pracht
Gen meines Hauses Liebesrub?

(v. Redwitz)

zu entschuldigen oder sich zu genieren. Man sollte mit einem Scherzwort darüber hinweggehen.

Zu den kleinen Dingen, die das Leben schwer machen können und mit denen manche Menschen einen großen Kampf aufsuchen, gehören auch die kleinen Bosheiten, Spitzfindigkeiten oder die Äußerungen, die beginnen: „Ich will Ihnen einmal offen sagen ... wie sehen Sie wieder elend aus! Verdient Ihr Mann denn nun endlich mehr? Wie können Sie nur zugeben, daß sich Ihre Tochter mit diesem Mann verlobt! Sie können sagen was Sie wollen, eine Frau, die sich pudert, ist mir unsympathisch ...“

Es ist nur halb so schlimm mit den kleinen Spitzfindigkeiten und Bosheiten, wenn man bedenkt, daß sie meist aus freudlosen, liebe-

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort. Aber mal Hand auf's Herz! Schnell fertig mit dem Worte sind wir doch eigentlich alle, und das rasche Wort, die flinke Zunge ist eine Spezialität, mit der wir Frauen in besonderem Maße ausgezeichnet wurden. Es hängt nämlich mit unserem ganzen Wesen zusammen, daß wir auf diesem Gebiete dem starken Geschlecht ein wenig voraus sind. Wir Frauen urteilen mit dem Gefühl, ganz unmittelbar und meistens sehr sicher. Wenn Männer noch zögern, ihre Meinung auszusprechen, weil sie verstandesmäßig eine Sache von vielen Seiten zu betrachten gewohnt sind, reagieren wir oft höchst instinktiv, gewissermaßen auf Anhieb. Diese schnelle innere Stellungnahme ist für uns Frauen natürlich ein Glück.

Zugleich kommt allerdings auch das große Aber! Der eigenen Stimme Gehör schenken, heißt doch keineswegs, sie eilfertig hinausposaunen und der lieben Umwelt mitzutellen.



DER KLEIDSAME UBERGANGSMANTEL

FÜR DIE KÜHLER WERDENDEN TAGE

Links: Tallierter Mantel mit Fiedermaus-Armeln aus Mohair. Apart wirken der Lackgürtel, der modische Stehkragen und die aufgesetzten Taschen. — Rechts: Der fesche Hänger aus reinem Wollstoff-Schotten verleiht unserer Trägerin ein jugendliches Aussehen.

Mehr Zurückhaltung in der Kritik ist oft angebracht

Drum hüte deine Zunge wohl, leicht ist ein böses Wort gesagt ...

Das Urteil ist rasch gebildet. „Ich sag's, wie's ist!“ heißt es. Und nun folgt die Kehrseite der Medaille. Wer hat denn wirklich eine hundertprozentige Garantie, daß sein Eindruck unbedingt zuverlässig gewesen ist? Schließlich hat man schon des öfteren die Erfahrung gemacht, daß die geschicktesten Leute mal danebenhauen können. Und nun steht die harte Kritik da. Was ist auf diese Weise nicht schon alles angerichtet worden!

Ein wenig mehr an die möglichen Folgen zu denken, wäre bei mancher Kritik sehr in der Ordnung. Wie bedauerlich kann sich eine Bemerkung auswirken, die ein Vorgesetzter über seinen Untergebenen zu hören bekommt. Ein Wort im engsten, vertrauten Kreis braucht nicht so auf die Goldwaage gelegt zu werden wie eins, das in aller Öffentlichkeit ausgesprochen wird. Aber selbst wenn die beste Freundin zur besten Freundin etwas Abfälliges über eine dritte Person sagt, sollte sie daran denken, daß der Klatsch eine Pflanze ist, die unheimlich wuchert.

Es mag wohl zutreffen, daß scharfzüngige Leute amüsanter und unterhaltender sind, als unkritische. Sobald man aber spürt, daß die Freude an der Kritik bei diesen Menschen ein Mangel an Mitgefühl ist, rückt man von ihnen ab. Wo das Herz fehlt, bleiben wir kalt. Und das ist das Entscheidende: liebevolle,

gut gemeinte Kritik wird gern angenommen, sie findet immer eine glückliche Form, die niemand verletzt. So schnell oft das sichere Gefühl für einen Entschluß da ist, so sehr will ein rechtes Wort gesucht und überlegt sein.

APHORISMEN

Jede kluge Frau wird dafür sorgen, daß ihr Mann auf jeden Fall noch ein wenig klüger ist als sie.

Gib nie zuviel auf Komplimente! Die zögernde Zustimmung eines Mannes sei dir mehr wert als hundert stürmische Komplimente irgendwelcher Narren.

Erst, wenn du schnellend das letzte Wort behältst, bist du eine vollkommene Frau.

Der Blitz und die Liebe kündigen sich nie vorher an.

Zeige dich dem anderen immer so, wie es seiner Vorstellung von dir entspricht, und deine Ehe wird bis ins hohe Alter glücklich sein.

Ein Hauch wohlriechenden Duftes

Von der richtigen Anwendung des Parfüms

Das Parfüm hat in der Schönheitspflege jeder gepflegten Frau seinen Platz, gewiß aber bei allen Frauen, die Wert auf Schönheit und Gepflegtheit legen. Ein angenehmer Duft unterstreicht den Reiz einer Frau, doch es wirkt geradezu unerträglich und abstoßend, wenn sich jemand zu stark parfümiert. Auch sollte man nie ein Parfüm wählen, das nicht zum „Typ“ paßt. Erstes Gebot für den Gebrauch von Parfüm sollte sein: Maßvoll damit umgehen. Bei der Wahl des Duftwassers gibt es eine Regel: Nehmen Sie, was Ihnen angenehm ist und vermeiden Sie herauschendes Parfüm für alle Tage. Vor allen Dingen: Gebrauchen Sie stets nur wenig davon.

Es genügt also nicht, beim Kauf eines Parfüms nur an der Flasche zu schnuppern, damit ist noch lange nicht sicher, daß der betreffende Duft zur Haut paßt. Man muß sich immer — zumal wenn man ziemlich viel Geld für ein gutes Parfüm opfern will — einen einzelnen Tropfen auf das Handgelenk reiben und ein paar Stunden damit herumlaufen, denn erst, wenn das Parfüm von der Haut aufgenommen ist, gibt es seinen wirklichen Duft ab.

Wir lassen schon eingangs, daß nicht jedes Parfüm zu jeder Frau paßt. Der dunkle Typ verlangt einen anderen Duft als die Blondinen — und eine reife Frau zieht ein anderes Parfüm vor als ein junges Mädchen! Der schwere, süße Rosenduft paßt nicht zu einer sportlichen Erscheinung, und die rassistige Brünette wählt ein ausgesprochen „interessantes“ Parfüm.

Die beste Art, sich zu parfümieren, besteht darin, den gleichen Duft in köstlich Wasser (Eau de Cologne) und in Parfüm anzuwenden. Nach dem Bad oder nach dem Waschen wird der ganze Körper mit Eau de Cologne eingerieben (ein paar Tropfen auf den Handflächen genügen), außerdem trägt man einen einzigen Tropfen Parfüm hinter den Ohren auf, aber dafür wird das Parfüm eingerieben, bis die Haut sich warm anfühlt. Damit man sich nicht so sehr an den Duft gewöhnt, daß man ihn gar nicht mehr wahrnimmt, sollte man ab und zu eine andere Marke nehmen.

Es ist jedoch nicht leicht, Eau de Cologne und Parfüm vom gleichen Duft zu finden, da nicht alle Marken als Eau de Cologne zu haben sind. In diesem Falle kann man sich selbst helfen: In der Drogerie kauft man 100 Gramm Kosmetikalkohol und gießt ein paar Tropfen Parfüm hinzu. Auf diese Weise hat man Eau de Cologne und Parfüm vom gleichen Duft. — Nicht eine Wolke süßen Duftes soll uns umgeben, sondern nur ein Hauch, nur eine Ahnung, die alle Deutungen zuläßt — und keine!



Jetzt schmeckt Seefisch besonders gut

Pikant bereitet, appetitlich serviert

In dieser kühleren Jahreszeit schmeckt der Fisch wieder besonders gut. Es lassen sich viele schmackhafte Gerichte aus ihm bereiten.

Gebackene Fischknödel

Man treibt 375 Gramm schieres Fleisch von beliebigem Seefisch durch den Fleischwolf und vermischt es mit einem ganzen Ei, einem Eßlöffel voll Zitronensaft, etwas Paprika, Salz und etwas gehackter Zwiebel und Petersilie, die beide in etwas Fett angebraten wurden. Von dieser Masse formt man kleine Knödel, die man in eine feuerfeste Form setzt und bei milder Temperatur und Oberhitze im Ofen bäckt. Man übergießt die Knödel im Ofen von Zeit zu Zeit mit ein wenig Butter und richtet sie mit gerösteten Zwiebeln und Kartoffelsalat an.

Büchlingsrollen

Zuerst kocht man so viel Kartoffeln in der Schale, daß sie gerieben etwa 250 Gramm ergeben. Dann putzt man drei Bücklinge, so daß zu den 250 Gramm geriebenen Kartoffeln ungefähr 250 Gramm schieres, feingehacktes Bücklingsfleisch hinzugefügt werden kann. Ferner mischt man unter die Masse ein Ei, etwas Muskatnuß, Salz, eine in Butter angebratete, feingehackte Zwiebel, etwas Petersilie, und 30 Gramm in ganz kleine Würfel geschnittenes und ein wenig in Fett angeröstetes Weißbrot. Man formt aus der Mischung gut fingerlange, zweifingerdicke Rollen auf einem bemehlten Brett, bäckt diese in heißem Öl oder Fett heraus und gibt sie mit einer Tomatensoße und grünem Salat zu Tisch.

Gefülltes Fischfilet

Vier breite Seefischfilets salzt man, bespritzt sie auf beiden Seiten mit Zitronensaft und läßt sie mindestens eine halbe Stunde beizen. In-

zwischen hackt man 125 Gramm Edelpilze, eine mittelgroße Zwiebel, ein bis zwei Eßlöffel Petersilie und ganz wenig Zitronenschale fein, schneidet dieses Gemisch in ein wenig Fett an und salzt es. Dann streicht man die Hälfte der Masse auf die Filets, rollt diese zusammen und schneidet sie durch, so daß sich acht Rollen ergeben. Den Rest der Kräutermischung gibt man in eine Tunke, die man aus 30 Gramm Mehl, 30 Gramm Fett und der entsprechenden Flüssigkeit bereitet hat, schmeckt mit Zitronensaft ab, gibt sie auf den Boden der feuerfesten Form und dünstet die Kräuterrollen im Ofen gar.

Praktische Winke

Erprobt und bewährt

Ineinandergeklemmte Gläser soll man nie mit Gewalt lösen, da es Scherben geben kann. Stellt man die Gläser in ein Gefäß mit warmem Wasser und gießt in das obere Glas kaltes Wasser, dann lösen sie sich leicht voneinander.

Hartgewordene Gummiringe legt man, um sie wieder brauchbar zu machen, in Salmiakgeist, wässert sie dann gut durch und läßt sie wieder abtrocknen.

Schlagsahne wird leichter steif, wenn man etwas Puderzucker oder ein Eiweiß mit unter die Sahne gibt.

Das Gerinnen der Mayonnaise kann man verhindern, indem man zu Anfang gleich etwas Senf an das Eiweiß gibt.

Neue Geschichten um Eva



Die erste Eva, von der hier zu berichten ist, lebt in Tokio und galt vor zwei Jahren noch für einen Adam. Eine Operation und Hormonspritzen korrigierten jedoch inzwischen die Unentslossenheit der Natur und machten aus der nun 27 Jahre alten Akira Nagai eine vollkommene junge Dame, die auf unserem Bilde (links) lächelnd beweist, daß sie aber auch gar nichts Männliches mehr an sich hat. Die gastfreundlichen Frauen Japans, überall in der Welt als Geishas bekannt, widmen sich mit Eifer einem neuen Sport, dem Kegeln. Besonders die amerikanischen Gäste bemängeln, daß Geishas, die so vollkommen über alle Dinge Bescheid wissen, leider nichts vom Kegeln verstehen. Wie man sieht, wird das Versäumnis schleunigt nachgeholt. Die dritte Eva ist eigentlich noch ein Evchen. Die vierjährige Tabita Goltz trug sich als Jüngste in das Goldene Buch der Deutschen Verkehrsausstellung in München ein und hat alle Aussicht, Film-Toxi Nr. 2 zu werden.



Einen Zwerg-Motor von vier Millimeter Durchmesser konstruierte ein Münchener Uhrmacher. Es ist ein Gleichstrom-Kleinstmotor, der pro Minute 1000 Umdrehungen macht und einen winzigen Elfenbeinpropeller treibt. Auf einer Streichholzschnitzschachtel haben bequem zwei solcher Motoren Platz.



Jagd nach dem Rekord. Der kürzlich von dem britischen Piloten Neville Duke mit einem Düsenflugzeug (Hawker Hunter) aufgestellte Geschwindigkeitsweltrekord von 1171 km/st hat nicht allzulange bestanden. Mike Lithgow hat bereits mit einem Supermarine-Swift-Düsenjäger (unser Bild) den Rekord seines Landsmannes gebrochen und 1187 km/st erreicht.



Auf der Frankfurter Buchmesse gaben sich Autoren, Verleger und Buchhändler ein Stelldichein. 44 000 Bücher aus zwölf Nationen wurden ausgestellt.



Wenn die Äpfel fallen . . . dann ist der Winter nicht mehr sehr weit. Maria Sebaldt und Walter Müller scheint das jedoch im Film „Wenn am Sonntagabend die Dorfmusik spielt“ nicht sehr zu kümmern.



Wettlauf der Kellner . . . Zum vierten Male wurde nach dem Kriege auf dem Kurfürstendamm in Westberlin das Kellnerderby ausgetragen. Rund 20 000 Berliner umsäumten die 2,6 km lange Rennstrecke und staunten über die Geschwindigkeit und das Tempo der Herren Ober.



Ein friedliebender Mann in Waffen ist Ernst Jessen in Eckernförde. Er besitzt eine Waffensammlung von etwa 400 Stück, die sogar kleine Kanonen umfaßt. Das älteste Stück der Sammlung ist eine maurische Waffe aus dem Jahre 1700, die gebacktes Blei streute, wenn der Zündstein den Zündfunken ausgelöst hatte.

Woher kamen die Mayas? Wie war es ihnen möglich, einen Kalender zu schaffen, der so genau war, daß er gänzlich ohne Schalttage auskam? Warum überließen sie immer wieder ihre mächtigen Metropolen dem Dschungel, um neue Städte zu gründen? Von wo bezogen sie den Jade, jenen grünen Edelstein, den sie höher schätzten als Gold? Wer waren die geheimnisvollen weißen Götter, von denen die alten Mayasagen berichten? Unüberwindlich scheinen die Hindernisse, denen sich die Forscher gegenübersehen. Und doch suchen Männer, die zur gleichen Zeit Wissenschaftler und verwegene Abenteurer sind, mit unverminderter Zuversicht nach dem Schlüssel zum Geheimnis dieses Volkes. In den vergangenen Monaten sind sie ihrem Ziel einen großen Schritt näher gekommen. Vielleicht bald, so versichern sie, werden die steinernen Denkmäler zu uns reden und Aufschluß geben über das rätselhafteste Volk, das je unseren Planeten bewohnt hat.

Wird das Rätsel der Mayas gelöst?

Wird es je gelingen, das Geheimnis zu lüften, das die Mayas umgibt? Vor etwa zwei Jahrtausenden tauchte dieses indianische Volk in Mittelamerika auf und schuf eine Kultur, die sich mit der des alten Ägypten messen kann. Als die Spanier den Boden der Neuen Welt betraten, gehörte das mächtige Reich dieses Volkes bereits der Geschichte an.

Der Mexikaner Dr. Alberto Ruz Luhliller ist Altertumsforscher aus Passion. Sein Jagdgebiet ist seit einigen Jahren die Ruinenstadt Palenque im Dschungel des mexikanischen Staates Chiapas. Dort erheben sich zwischen den Bäumen die halbverschütteten Pyramiden längst vergangener Mayatempel. Einer davon, der „Tempel der Inschriften“, zog den Forscher mit magischer Gewalt an.

Als Dr. Ruz den Fußboden des Heiligtums untersuchte, das die Pyramide krönt, entdeckte er zwischen den Steinplatten einen Spalt. Das brauchte nicht viel zu bedeuten, konnte aber... Der Wissenschaftler wagte nicht, seine Vermutung zu Ende zu denken. Schnell rief er seine Helfer herbei und befahl ihnen, die Platte mit Stemmeisen herauszuheben. Dunkel gähnte den Männern ein schräg abfallender Schacht entgegen. Eine Treppe, von der nur die ersten Stufen zu erkennen waren, führte in die Tiefe.

Mayapyramiden haben für gewöhnlich keine Treppengänge. Jedenfalls hatte man bisher mit einer einzigen Ausnahme keine entdecken können. Die Ausnahme aber hatte zur Aufindung des Grabes eines Hohepriesters in Chichenitza, der letzten Mayahauptstadt, geführt. Das alles ging Dr. Ruz blitzartig durch den Kopf.

Mit seinen Arbeitern legte der Mexikaner mühselig Stück für Stück der Treppe frei. Nach 45 Stufen endete sie in einer Galerie. Von der aus führten 13 weitere Stufen in die Tiefe. Dann aber versperrte eine mächtige Steinplatte den Weg. Nachdem sie beiseite geräumt war, stieß Dr. Ruz auf eine zweite Tür. Auch sie bestand aus einem Steinblock, unterschied sich aber von der ersten dadurch, daß in sie eine Steinkassette eingesetzt war, die Tonscherben, eine große Perle, Jadestücke und Muschelschalen enthielt.

Was würde der Raum, der zweifellos hinter dieser Tür lag, bergen? Dr. Ruz konnte es kaum erwarten, bis die Arbeiter den Steinblock durchbrochen hatten, dann führte er mit zitternder Hand eine elektrische Lampe in die Öffnung ein.

Der geheimnisvolle Opferaltar

Kalt geisterte der helle Strahl durch den Raum. Die Wände waren mit zahllosen Reliefs geschmückt. Von der Decke hingen, wie in einer Tropfsteinhöhle, zahllose Kalkspitzen. Im Hintergrund aber erhob sich drohend ein steinerner Altar, über und über bedeckt mit seltsamen Hieroglyphen. Seine Vorderseite zierte das sogenannte Palenque-Kreuz, der Lebensbaum der Mayas. Er war eingerahmt von Totenschädeln.

Eine nähere Untersuchung ließ darauf schließen, daß in diesem Raum einmal Menschenopfer dargebracht worden waren. Unter dem Fußboden am Eingang entdeckte Dr. Ruz außerdem die Skelette von sechs jungen Menschen. Sie müssen getötet worden sein, bevor die Kammer für immer zugemauert wurde.

Die MAYAS

SENSATIONELLER FUND IM TEMPEL DER INSCHRIFTEN



DIE BERÜHMTE SKULE VON QUIRIGUA

Jahrtausendlang haben die Kultstätten der Mayas ihre Geheimnisse gehütet. Jeder größere Fund aus jenen Zeiten bedeutet daher auch heute noch eine Sensation. Erst in diesen Wochen ging die Meldung durch die Welt, daß der niederländische Archäologe van Breegen in Chichenitza auf Yukatan 76 Steinplatten mit Gemälden dieser Epoche fand.



DIE HEIMAT DER MAYAS

In Südamerika, in Guatemala und Honduras ist die Heimat der Mayas zu suchen. Auf der Halbinsel Yukatan finden sich Ruinenstädte wie Chichenitza sowie uralte Burg- und Verteidigungsanlagen dieses so tüchtigen Volkes.

Als der Mexikaner vor einigen Monaten die Fachwelt von seinem Fund unterrichtete, horchte man auf. Die Opferkammer mit dem Grab der Sechs, so wurde argumentiert, müsse älter sein als die Pyramide selbst, denn sie liegt 27 Meter unter ihrer Grundfläche und es wäre nicht möglich gewesen, den riesigen Opferaltar durch den engen Treppengang zu transportieren. Der Altar müsse demnach mindestens ein Jahrtausend alt sein. Seine Beschriftung aber gab keinen Aufschluß, denn man kann sie nicht lesen.

Der einzige, der auf den Gedanken kam, daß der Altar mehr sei, als das, was er schien, war Dr. Ruz selbst. Was ihm den Gedanken einbrachte, ihn näher zu untersuchen, vermag er nicht zu erklären. „Irgend etwas sagte mir, daß dieser Steinblock ein Geheimnis barg, und ich mußte ihm auf die Spur kommen“, erklärte er seinen Freunden später.

Inzwischen hatte die Regenzeit eingesetzt, und die Arbeiten ruhten. Immer und immer wieder dachte der Mexikaner über den Altar nach, bis ihm endlich die Erleuchtung kam. War es möglich, daß der Block hohl, die Wände aber so dick waren, daß eine Klopfprobe den Hohlraum nicht verrät?

Vor einigen Monaten — die Regenzeit war vorbei — machte sich Dr. Ruz daran, seine Theorie zu beweisen. Er bohrte den Altar an. Er war tatsächlich hohl. Mit Seilwinden und Flaschenzügen versuchten seine Arbeiter die Deckplatte zu heben. Einen Tag und eine Nacht brauchten sie dazu. Unter ihr kam eine zweite Platte zum Vorschein, die genau eingepaßt war. Mit Stemmeisen und Seilen wurde auch sie gelöst.

Der Altar gibt sein Geheimnis preis

In der freigelegten Aushöhlung — sie war blutrot ausgemalt — lag das Skelett eines Mannes, der im mittleren Alter gestorben sein muß. Es war fast zu Staub zerfallen, aber die Juwelen, die mit ihm begraben worden waren, glänzten in ungetrübtter Pracht. Ein Diadem aus grünem Jade schmückte den Schädel. Jadeohrringe lagen dort, wo einmal die Ohren gewesen sind. Eine Maske aus Jade mit eingelagerten Emeraldalen als Augen bedeckte das Gesicht. Der „Sarg“ war angefüllt mit Schmuckgegenständen aus Edelstein.

Wer mag wohl dieser Mann gewesen sein, den man hier mit so großen Ehren zur letzten Ruhe gebettet hat, dem seine Zeitgenossen noch sechs junge Menschenleben opfereten? 25 Jahre, so hat man sich ausgerechnet, müssen allein die Handwerker gebraucht haben, um den kunstvoll verzierten Sarg und den ihn umgebenden Altar fertigzustellen. War er ein Hohepriester, ein Fürst, ein König oder gar ein „Gott“ der Mayas? Dr. Ruz und seine Fachkollegen wissen bisher keine endgültige Antwort.

Über eines allerdings wurde man sich sehr schnell klar: Die Entdeckung der Grabkammer bedeutet einen Markstein in der Mayaforschung. Nie zuvor hat man ein so pracht-

voll ausgestattetes Mayagrab gefunden, aber das ist es nicht allein; die Annahme, daß Mayapyramiden keine unterirdischen Kammern enthalten, hat sich als falsch erwiesen. Man wird nun wieder von vorn anfangen müssen. Jede der bisher bekannten Ruinenstädte in den Urwäldern von Chiapas oder der Halbinsel Yukatan, die vergessene Metropole Tikal oder aber auch Chichenitza, die letzte Mayahauptstadt, mag den Schlüssel zum Geheimnis dieses Volkes bergen. Zahlreiche Expeditionen sind in diesen Monaten unterwegs, um nach ihm zu suchen. Sie hoffen nicht auf goldgefüllte Grabkammern, sondern auf schriftliche Dokumente; denn die wären den Wissenschaftlern tausendmal mehr wert.

Als die Spanier das heutige Mexiko und Guatemala eroberten, verbrannten sie die Bücher der Mayas als ein Werk des Teufels. Wie es scheint, überweg aber bei Diego de Landa, dem zweiten Bischof von Yukatan, die Neugierde. Wohl unterstützte er die Verbrennungsaktion; er versäumte es jedoch nicht, sich vorher über deren Inhalt zu unterrichten und

Eine Bibliothek aus Büchern mit Gold

In den alten Überlieferungen des Mayavolkes wird immer wieder die „Goldene Bibliothek“ erwähnt. Irgendwo im Norden der alten Mayahauptstadt Tikal soll sie versteckt sein. Noch heute wird diese Gegend das „Verbotene Land“ genannt. Die Lacandone-Indianer, die in diesem Dschungelgebiet ihr kümmerliches Dasein fristen, sind die letzten direkten Nachkommen der Mayas. Sie sprechen noch die alte Sprache; Lesen und Schreiben können sie jedoch nicht.

Bis vor wenigen Jahren war die Goldene Bibliothek mehr oder weniger eine Legende, wie die vielen anderen, die man sich über die Mayas erzählt. Eines Tages aber ließ sich in einem New-Yorker Verlagshaus ein amerikanischer Pilot melden, der eine seltsame Geschichte zu erzählen hatte. Auf einem Flug von Panama nach Mexiko City habe er im Dschungel zwischen Salvador und dem Bay von Campeche notlanden müssen. Als er durch den Urwald irrte, sei er auf eine Ruinenstadt gestoßen. Er habe eine der halbverfallenen Pyramiden bestiegen, um Ausschau zu halten. Plötzlich habe der Boden unter ihm nachgegeben, und er sei etliche Meter tief gefallen, um sich schließlich zerschunden und benommen in einem unterirdischen Raum wiederzufinden.

„Als ich mich vom ersten Schreck erholt hatte“, so berichtete der Mann weiter, „sah ich mich in meinem unfreiwilligen Gefängnis um. Nachdem meine Augen sich an das Halbdunkel gewöhnt hatten, konnte ich außer grauerregenden Wandmalereien etliche Stapel von dicken Metallplatten erkennen. Sie waren sauber aufeinandergeschichtet. Als ich sie näher untersuchte, stellte ich fest, daß sie aus Gold waren. Wie in einem Aktenordner waren sie an starken „Spindeln“ befestigt. Mit Mühe gelang es mir, die einzelnen Platten umzublätern. Sie waren über und über mit Schriftzeichen bedeckt, wie ich sie nie zuvor gesehen hatte.“

Ich versuchte, eine der „Selten“ herauszubrechen. Es war vergeblich. Nach einigen Stunden oder Minuten interessierte mich das ganze Gold nicht mehr. Ich mußte aus dem unterirdischen Raum entkommen, sonst war ich verloren. Ich türmte alle Steinbrocken, die ich finden konnte, aufeinander und zog mich durch das Loch in der Decke hoch. Drei Tage irrte ich durch den Dschungel, bis ich zum nächsten mexikanischen Dorf gelangte. Mit einigen Eingeborenen habe ich dann versucht, die Ruinenstadt wiederzufinden, aber ich fand den Weg nicht mehr und gab die Suche schließlich auf.“

Der Redakteur, dem die Geschichte zu phantastisch schien, um wahr zu sein, zog erst ein-



NACHKOMMEN EINES GROSSEN VOLKES

Wer sieht es diesen Marimba-Indianern an, daß ihre Vorfahren zu einem Volke gehörten, das einst die höchste Kultur auf amerikanischem Boden besaß? Diese armen Indianer können kaum schreiben; die geistvollen Hieroglyphen der Mayas aber legen manche Rätsel auf.

mal Erkundigungen ein. Die Angaben über die Notlandung wurden bestätigt. Das amerikanische Forscherehepaar Dana und Ginger Lamb, das sich seit etlichen Jahren über die „Goldene Bibliothek“ Gedanken gemacht hatte, nahm die Spur auf. Nach monatelangen Märschen durch die Urwälder Mexikos fand es tatsächlich die „Verlorene Stadt“, die der Pilot beschrieben hatte. Die beiden wollten gerade mit der Untersuchung der Ruinen beginnen, als die Regenzeit mit unvermittelter Heftigkeit einsetzte.

Mit Mühe und Not gelang es ihnen, sich in Sicherheit zu bringen. Der Traum, die Bibliothek zu finden, war für's erste ausgeträumt. Eine neue Expedition wird versuchen, das Geheimnis der „Bücher“ doch noch zu lösen. Erst in diesen Wochen stieß der Niederländer Professor Dr. van Breegen in der Ruinenstadt Chichenitza bei der alten Mayaburg Tayunan mit seinem Assistenten auf einen Schrein, ähnlich einem Mumiengrab. Er barg auf 76 kunstvoll gearbeiteten Schmelzsteinen herrliche Ölgemälde jener alten Epoche.

Das amerikanische Forscherehepaar Dana und Ginger Lamb, das sich seit etlichen Jahren über die „Goldene Bibliothek“ Gedanken gemacht hatte, nahm die Spur auf. Nach monatelangen Märschen durch die Urwälder Mexikos fand es tatsächlich die „Verlorene Stadt“, die der Pilot beschrieben hatte. Die beiden wollten gerade mit der Untersuchung der Ruinen beginnen, als die Regenzeit mit unvermittelter Heftigkeit einsetzte.

Mit Mühe und Not gelang es ihnen, sich in Sicherheit zu bringen. Der Traum, die Bibliothek zu finden, war für's erste ausgeträumt. Eine neue Expedition wird versuchen, das Geheimnis der „Bücher“ doch noch zu lösen. Erst in diesen Wochen stieß der Niederländer Professor Dr. van Breegen in der Ruinenstadt Chichenitza bei der alten Mayaburg Tayunan mit seinem Assistenten auf einen Schrein, ähnlich einem Mumiengrab. Er barg auf 76 kunstvoll gearbeiteten Schmelzsteinen herrliche Ölgemälde jener alten Epoche.



JAHRTAUSENDE SAHEN AUF DIESE BAUTEN

Eine der berühmtesten Forschungsstätten für die Maya-Kultur ist Uxmal auf Yukatan. Das auf dem Bild gezeigte, in seiner Ausdehnung imponierende Vierecksgebäude ist der linke Flügel eines großen Tempelkomplexes, eines der gewaltigsten in ganz Mittelamerika.

SIE KEHRTEN NIEMALS ZURÜCK

Meer, Eis und Urwald hüten ihre Geheimnisse

EIN TATSACHENBERICHT UM DIE VERSCHOLLENEN DES 20. JAHRHUNDERTS / VON HANS STEEN

Copyright Kanzlit, Lübeck

Das Rätsel um die „Kjobenhavn“

Einen Tag vor Silvester 1928 beschließt die Redaktion der „Berlingske Tidende“ in Kopenhagen, ab 19 Uhr abends zum erstenmal in der rund um den Dachstuhl des Verlagsgebäudes laufenden Lichtschrift eine kurze Meldung von der „Kjobenhavn“ zu bringen. Dieser Entschluß wird nicht einstimmig, sondern erst nach langer Debatte gefaßt. Man hat zuvor die Leiterin der Telefonzentrale befragt, die bekundete, daß täglich etwa 200 Anrufe zu erledigen sind, die nach dem Schicksal dieses Fünfmast-Rasschiffes fragen, auf dem sich außer etwa 60 Mann Besatzung noch achtzig Kadetten der dänischen Marine befinden. Die „Kjobenhavn“ ist das größte Schulschiff des Landes. Es trägt die besten Seeleute und Aspiranten an Bord. Wenn bei „Berlingske Tidende“ das Telefon läutet, hält am anderen Ende eine Mutter den Hörer. Oder ein Vater fragt mit seltsam trockener Stimme. Und immer ist es genau die gleiche Frage:

„Ich bitte um Entschuldigung, aber können Sie mir sagen, ob eine Nachricht von der „Kjobenhavn“ eingetroffen ist?“

Die Antwort lautet stets:

„Nichts Neues von der „Kjobenhavn“!“

Am Abend des 30. Dezembers 1928 erscheint der gleiche Text auf den Leuchtreihen am Giebel der „Berlingske Tidende“. Die Leute bleiben stehen. Sie sehen stumm zu den perlenden Lichtern herauf. Die Tatsache, daß die größte dänische Zeitung nichts Neues von diesem Schiff weiß, beunruhigt sie. Hundert und mehr dänische Schiffe befahren den Ozean, nur wenige geben regelmäßige Standortmeldungen. Wenn man jetzt dort oben in der Leuchtschrift davon spricht, daß man nichts von der „Kjobenhavn“ gehört hat, so beweist das, daß man beunruhigt ist. Man vermißt einen Funkspruch, man ist in Sorge, wenn man es sich auch noch nicht eingesteht.

Was ist geschehen?

Zehn Tage vor Weihnachten hat das Schulschiff Montevideo verlassen, um auf südwestlichem Kurs seine Weltumseglung fortzusetzen. Es ist aus bestem englischen Stahl in Leith gebaut, hat bereits zahlreiche große Reisen ohne die geringste Havarie gemacht und wird von den besten Seeleuten Dänemarks geführt. Als eine Woche später, am 21. Dezember, ein Funkspruch nach Kopenhagen gelangt, daß die „Kjobenhavn“ zwischen den Falkland-Inseln und dem kleinen Hafen von Santa Cruz bei guter Brise auf Süd-Südwestkurs liegt, wird diese Nachricht ohne besonderes Interesse registriert. Das Schiff befindet sich auf normaler Route mit normaler Geschwindigkeit. An Bord befindet sich überdies alles wohl. Niemand in der dänischen Admiralität ahnt in diesem Augenblick, daß der eben lässig zu den Akten gelegte Funkspruch das letzte Lebenszeichen eines Schiffes sein wird, das mit den modernsten technischen Einrichtungen versehen wurde und bereits die schwersten Stürme in allen Weltmeeren überstanden hat.

Achtzig blutjunge Kadetten und fast 60 alte Fahrsleute trägt die „Kjobenhavn“. Fast jeder dänische Ort hat einen oder gar mehr Männer an Bord. Der Name des Schiffes verschwindet in den nächsten zwei Monaten nicht mehr aus den Schlagzeilen der Zeitungen. Wo kann das Schiff geblieben sein? Es wollte seinen Kurs um Kap Horn nehmen. Hier bliesen zwischen dem 25. Dezember und dem 5. Januar keine besonders gefährlichen Stürme. Das Fünfmast-Rasschiff hatte sogar achterlichen

Wind. Es hätte die Umseglung in etwa fünf Tagen bequem schaffen müssen. Hatte sie es geschafft? Warum gab es keine Nachricht?

Von Kopenhagen aus werden sämtliche Küstenstationen zwischen Buenos Aires und Santiago alarmiert. Bis hinunter nach Feuerland gehen die Suchmeldungen. Bis zur Navarin-Insel erstrecken sich die Nachforschungen. Man befragt die eingeborenen Fischer. Sie schweigen.

Hat das 20. Jahrhundert noch Geheimnisse? Gibt es noch Rätsel in einer Welt, die von Fluglinien umspannt ist, die Radiowellen umschwingen? Jeder Quadratmeter Land scheint erforscht, jeder Mensch ist registriert. Dennoch haben wir selbst, ohne uns meist daran zu erinnern, rätselhafteste Geschehnisse miterlebt, die nie mehr aufgeklärt werden dürften. Menschen verschwanden vor unseren Augen, Forscher reisten in die Verschollenheit, Schiffe fuhren aus einem Hafen und wurden nicht wieder gesehen, Kriminalisten standen vor unlösbaren Aufgaben.

Der nachfolgende Tatsachenbericht greift aus der Fülle des Materials einige der Fälle heraus, die in unseren Tagen Gesprächsthema einer ganzen Welt waren, an die man die kühnsten Hypothesen knüpfte, und die dennoch eines Tages als unerledigt in die Akten wanderten. Menschen nahmen ein Geheimnis mit ins Grab, andere gingen verschollen, wieder andere schienen sich in Nichts aufgelöst zu haben.

Im Jahrhundert der Technik blieb für diese Vorgänge nichts als ein hilfloses Achselzucken. Akten, Gräber und die immer noch unerforschte Weite hüten ihre Geheimnisse nach wie vor. Unlösbar, wie es scheint, wenn nicht einmal ein Zufall bei der Lösung seine Hand im Spiel hat.

Am 16. Januar 1929 trifft eine höchst merkwürdige Nachricht in Kopenhagen ein. Eine Nachricht, die es mit sich bringt, daß sämtliche dänischen Redakteure den Atlas hervorholen und eifrig die Wasserwüste des Südatlantik absuchen. Die Meldung kommt von Tristan da Cunha und hat folgenden lakonischen Wortlaut:

VERMISSTES SCHIFF 14. JANUAR FRÜHMORGENS VON EINWOHNERN GESEHEN. BIS AUF HALBE SEEMEILE DER KÜSTE GENÄHERT. DANN UNBEKANNTE RICHTUNG VERSCHWUNDEN.

Vermisstes Schiff? Es werden alljährlich viele Schiffe vermißt. 1890 verschwanden noch 83 Segler spurlos. 1927 hatten die Versicherungsgesellschaften noch für 32 verschwundene Schiffe zu zahlen. War es wirklich die „Kjobenhavn“ gewesen, die bei Tristan da Cunha aufgetaucht war? Sofort gehen über die Leitungen der Britischen Admiralität Rückfragen nach Tristan da Cunha, das rund 2400 Seemeilen östlich des letzten Standortes der „Kjobenhavn“ einsam neben zwei unbewohnten Felseninseln im Südatlantik liegt. Aus den zahlreichen Funksprüchen, die in Europa aufgefangen werden, ergibt sich ein verschwommenes Bild.

Es war am frühen Morgen des 14. Januar 1929, als drei der etwa 80 Inselbewohner an den mit hohen Farnen bedeckten Flanken des großen Inselkraters emporkletterten, um Rohrgras für ihr Vieh zu schneiden. Die Sicht war diesig, doch riß ein von Nordosten kommender Wind hin und wieder den Dunst auseinander. Die tief unten liegende Küstenlinie mochte etwa 2000 m entfernt sein. Plötzlich machte einer der Männer seine beiden Gefährten auf einen großen Segler aufmerksam, der mit nur wenigen Segeln an seinen fünf Masten langsam auf die felsige Küste zutrieb. Der Dunst, der eine Weile die Sicht erschwerte, löste sich

vorübergehend wieder auf. Plötzlich war es ganz klar geworden. Wieder sah man das Schiff, auf dessen Deck kein Mensch war. Der Bug hatte sich mittlerweile nach Steuerbord gedreht. Der große Segler, um dessen Flanken ein breites weißes Band lief, schien von einer Strömung erfaßt zu sein, die ihn langsam parallel der Küste zog. Nach wie vor kein Mensch an Deck. Das Schiff schien ausgestorben zu sein. Die wenigen Segel waren fachmännisch gesetzt. Der Rumpf war ohne sichtbare Beschädigungen. Langsam fuhr das geheimnisvolle Fahrzeug in der Küstenströmung daher. Es schien just das Nordkap der nur zwei Quadratmeilen großen Insel runden zu wollen, als eine neue Dunstwelle die Sicht unmöglich machte. Die drei Männer warteten fast eine halbe Stunde, um den geheimnisvollen Segler weiter zu beobachten. Als endlich der graue Vorhang aufrüll, war das Fahrzeug spurlos verschwunden. Hatte es das Kap gerundet? War es von anderen Dunstbänken verschluckt? Wenn eine Besatzung an Bord war, das bekundeten die drei Beobachter, dann hätte sie auf jeden Fall die nahe Küste bemerken müssen. Zuletzt sei der Fünfmast nur knapp 800 m von den ersten Felsen entfernt gewesen.

„Wir haben ein Gespensterschiff gesehen...!“

Wieviele Fünfmaster gab es damals auf der Welt? Man blätterte in Lloyds Schiffsregister hin und her. Nur die „Kjobenhavn“ hatte fünf Masten. Und nur die „Kjobenhavn“ hatte jene weißen breiten Strich um die Bordwände, von denen die drei Insulaner auf Tristan da Cunha nie etwas gehört haben konnten. Etwa 14 Tage später trieben an der Küste der Nachbarinsel „Nightingale“ ein braunlederner Maschinengewehrüberzug und ein flaches Rettungsboot an. Beide Teile wurden von Fischern entdeckt und sofort mit dem nächsten Postdampfer nach Port Stanley auf Falklands-

Islands geschickt. Sachverständige der Royal Navy untersuchten die beiden Fundstücke eingehend. Man fand an ihnen nicht das geringste Herkunftszeichen. Die dänischen Marinestellen konnten nicht mit Bestimmtheit sagen, daß der Überzug wie auch das Boot von der vermißten „Kjobenhavn“ stammten. Als dann nach einigen Wochen die finnische Viermastbark „Ponape“, ein früher deutsches Schiff, die Meldung machte, sie habe am 21. Januar in der Nähe von Tristan da Cunha gekreuzt, glaubte niemand mehr den drei Beobachtern, daß sie wirklich die „Kjobenhavn“ gesehen hätten.

Von Woche zu Woche umrankten immer mehr seltsame Geschichten das dänische Schulschiff. Südchilische Fischer, die an der Küste der einsamen Insel Madre de Dios vor einem gigantischen Nordoststurm Schutz gesucht hatten, berichteten eine ebenso unheimliche wie seltsame Geschichte.

„Wir haben die Caleuche gesehen“, flüsternten sie furchtsam, und der Marinefachmann, der sie vernahm, wußte sehr gut, daß damit der Fliegende Holländer von Kap Horn gemeint war. „Wir sahen sie dahinfliegen im rötlichen Schein. Doch das Gespensterschiff war nicht allein. In seinem Kielwasser, vielleicht eine halbe Meile dahinter, klämpfte ein großes Segelschiff mit fünf Masten gegen die See an. Die Segel waren sämtlich zerrissen, die Masten zersplittert. Wie es möglich war, mit diesem Wrack noch Fahrt zu machen, schien uns unerklärlich...“

Der chilenische Marineoffizier nahm diese Aussagen zu Protokoll. Er kannte den Aberglauben der halbwilden Fischer rund um Kap Horn. Sie alle hatten schon die Caleuche, den Fliegenden Holländer, gesehen. Er hütete sich sehr wohl, die Bekundungen der Fischer zu unterschlagen; denn auch ihm war bekannt, daß kein Geringerer als Seine Majestät, der König von England, Georg V., dies Geisterschiff auch gesehen haben wollte, als er mit dem Schulschiff „Bachante“ eine Weltumseglung machte. 13 Mann hatten damals das rötlich leuchtende Schiff beobachtet, als es in knapp 200 m Abstand an der „Bachante“ vorbeisegelte. Im gleichen Augenblick war der Mann vom Ausguck heruntergefallen und hatte sich auf Deck das Genick gebrochen. Gewiß — der



Merkwürdige Geschichten umspinnen die Segler der Weltmeere, und abenteuerlich genug waren die Schicksale der meisten dieser so stolzen „Kreuzer vor dem Winde“. Nicht wenige von ihnen verschwanden spurlos. So auch das dänische Segelschulschiff „Kjobenhavn“, das mit 60 erfahrenen Seeleuten und 80 blutjungen Kadetten an Bord nie wieder in die Heimat zurückkehrte. Von jenen seltsamen Fällen erzählt unser Tatsachenbericht.

Chilene war nicht abergläubisch, doch es war ihm bekannt, daß fast alljährlich durch die sogenannten „Geisterschiffe“, die in Wirklichkeit unbemannte Wracks waren, ungefähr 70 bis 80 Schiffszusammenstöße verursacht worden sind.

Doch was hatte das alles mit der „Kjobenhavn“ zu tun? Wenn sie tatsächlich unbemannt durch die Meere geisterte, wo war ihre Besatzung geblieben? Diese Frage versuchte wenig später ein bekannter südamerikanischer Marinefachmann in einer argentinischen Zeitung ausführlich zu beantworten. Es besteht durchaus die Möglichkeit, so meinte er, daß die Besatzung der „Kjobenhavn“ ihr Schiff aus einem unbekanntem Grund verlassen hat und sich wenigstens teilweise noch auf einer der unzähligen einsamen und unbewohnten Inseln im Südatlantik oder an der chilenischen Küste aufhält. Nahrung ist dort genügend für ein körperliches Leben vorhanden. Es gibt manche Schiffsbesatzungen, die mehrere Jahre als Schiffbrüchige dort ihr Leben gefristet haben.

Doch das dänische Marineministerium hat an diese Version nicht geglaubt. Es hat den Angehörigen der „Kjobenhavn“-Besatzung nach einem Jahr die Todeserklärung übersandt. In dem offiziellen Schreiben stand etwas von einem Eisberg, der höchstwahrscheinlich die stählernen Flanken des Schiffes derart aufgerissen habe, daß niemand der Besatzung noch Zeit gehabt habe, in die Boote zu kommen.

Da in den folgenden 24 Jahren niemals auch nur ein winziges Wrackteil der „Kjobenhavn“ an irgendeiner Küste angetrieben ist, decken die gischtekrönten schwarzen Wogen um Kap Horn für immer das Geheimnis des verschollenen Seglers.

(Fortsetzung folgt)

Über 50 Grad

Die höchste Temperatur, nämlich 57 Grad Celsius, ist im Death-Valley, dem sogenannten Todestal im südlichen Teil von Kalifornien, beobachtet worden. Wärmegrade über 50 Grad kommen vereinzelt vor in Arabien und in der Wüste Sahara. In diesem Bereich liegt die heißeste Stadt der Erde, nämlich Massaua in der ehemaligen Kolonie Eritrea an der Küste des Roten Meeres. Diese Stadt hat eine mittlere Jahrestemperatur von 30 Grad Celsius.



Tristan da Cunha (unser Bild) dürfte wohl die einsamste Insel der Welt sein. Nicht weniger als 2800 Kilometer liegen zwischen ihr und dem nächsten Festland. Der gesamte Umfang jener kleinen Welt beträgt nur 33 Kilometer. Die höchste Erhebung des verlassensten Eilandes ist ein 2300 Meter hoher Krater, der dieser fernen Insel zwischen Südamerika und Südafrika den Namen gab.

Falsche „Edel“steine zu erkennen ist schwer

Wertlose Schätze in amerikanischen Tresoren

Amerikaner legen überflüssige Dollar gern in Edelsteinen an, um sie in das Geheimfach ihres Safes zu versenken oder den Tresors einer Bank anzuvertrauen. Viele dieser Millionenschätze sind jedoch wertlos, ohne daß die Besitzer etwas davon ahnen. Nirgends in der Welt gibt es so viele falsche Juwelen, die für echt gehalten werden, wie in den USA. Schuld daran ist die Unfähigkeit vieler Juweliere, Echtheit oder Fälschung eines Steins mit wissenschaftlichen Methoden nachzuweisen.

Der erste, welcher die Gefahr dieser Unwissenheit erkannte, war Robert Shipley. Er gründete 1930 in Institut für Edelsteinuntersuchungen und bildete seither 10 000 amerikanische Juweliere aus. Sie haben manchem Kunden einen Schock versetzt, wenn ihnen vermeintliche Edelsteine vorgesetzt wurden, die sie abschätzen sollten. Oft mußten sie die Mitteilung machen, daß das kostbare Stück nur aus Glas bestand.

Seit Bestehen des Shipley-Instituts wurde eine Unmenge Fälschungen aufgedeckt, was dazu führte, daß die Amerikaner bei Edelsteinkäufen mißtrauischer geworden sind und sich besonders im Ausland nicht mehr so leicht auf Gelegenheitskäufe einlassen. Einige Fälle, bei denen Shipley Fälschungen entlarvte, haben Aufsehen erregt. So brachte ihm eine Witwe sechs Steine, die in Fachkreisen bekannt waren und für sehr kostbar gehalten wurden. Ein amerikanischer Vizekonsul hatte sie 1918 einem russischen Großfürsten gegen einen relativ geringen Preis abgekauft und in den Schuhabsätzen unter großer Gefahr aus Rußland herausgeschmuggelt. Bei seiner Ankunft in den USA und Bekanntwerden der Geschichte bot man ihm phantastische Preise für die Juwelen. Doch der Besitzer schloß sie in den Safe, um seiner Frau ein wertbeständiges Erbe zu hinterlassen. Sie zögerte lange, bevor sie sich nach seinem Tode zum Verkauf entschloß, und erlebte die größte Enttäuschung. Die Steine waren falsch.

Oft kamen junge Damen in das Shipley-Institut, um den Wert eines Brillanten zu erfahren, den sie als Verlobungsgegenstand erhalten hatten. Meist hatte der im Ausland weilende Verlobte stolz auf seine Geschäftstüchtigkeit berichtet, daß er ihn für wenige Dollar gekauft habe. 75 Prozent dieser Brautgeschenke bestanden aus wertlosem Glas. Ähnlich steht es mit Fälschungen bei Rubinen, Saphiren und anderen Steinen. Trotz zahlreicher Enttäuschungen, die Shipley bereiten mußte, hat sich die Gründung seines Institutes als nützlich erwiesen. Es versucht, die amerikanischen Juweliere davon zu überzeugen, daß wissenschaftliche Untersuchungsmethoden bei Edelsteinen unerlässlich sind, wenn man durch manchmal vorzügliche Nachahmungen nicht betrogen werden will.

Auch heute noch gibt es viele Amerikaner, die sich einzig auf ihren Blick und ihr Fingerspitzengefühl verlassen und es den Fälschern leicht machen. Das erklärt auch die Ahnungslosigkeit mancher Besitzer wertloser „Schätze“, die sich einzig auf die Echtheiterklärung ihres Kleinstadtwesens verlassen, der meist außer Pretiosen auch noch Taschenmesser und Blechener verkauft.

Indianer im Rausch von Mezkalin

Ein Farbenmeer von unbeschreiblicher Pracht

In Mexiko und auch noch nördlich des Grenzflusses Rio Grande wächst ein kleiner graugrüner Kaktus, Peyotlkaktus genannt, aus dem die Indianer ein Rauschmittel bereiten, das sie Peyotl oder Mezkal nennen. Das unscheinbare Gewächs hat zur Gründung einer Sekte Veranlassung geschaffen, die allein unter den Indianern Oklahomas dreitausend Anhänger zählt. Das im Peyotlkaktus enthaltene Alkaloid Mezkalin schenkt den Menschen, die es zu sich nehmen, ganz eigenartige Farbeerlebnisse.

Die Indianer trocknen den Kaktus und essen dann ein Stück davon, worauf sie mit geschlossenen Augen eine Welle sitzen; dabei genießen sie einen Farbenrausch, ein Kaleidoskopspiel von unbeschreiblicher Schönheit, wie sie versichern. Immer wieder wechseln die Farben, die sich fast ins Übernatürliche steigern.

Kein Wunder, daß die einfachen Menschen dort in Mexiko und in den südlichen USA glauben, die Pflanze müßte göttlichen Ursprungs sein, ja vielleicht sogar ein Vermittler zwischen der Gottheit und der armseligen Menschenwelt. Auch die heutigen Peyotlhänger sind dieses Glaubens, sie meinen, daß die Pflanze den zwischen den Menschen und Gott vermittelnden Priester zu ersetzen imstande sei.

Wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, daß der Peyotlrausch weder einen Verlust des Bewußtseins hervorruft, noch unangenehme oder auf die Dauer schädigende Folgen hat. Es konnte auch nicht festgestellt werden, daß der Genuß des Mezkal zu einer üblen Gewohnheit wird, wie sie durch den Genuß der meisten aufreizenden Mittel erzeugt wird.

Beobachtungen der Indianer, die begeisterte Mezkalesser waren, haben ergeben, daß jene nur dann zu ihrer Mezkalischeibe — wie sie von ihnen genannt wird — greifen, wenn sie das Bedürfnis nach einem Farbenrausch haben. Die ältesten bekannten Mezkalanhänger sind die Tarahumare-Indianer in Mexiko, die in der Sierra Madre in Mexiko wohnen und etwa dreißigtausend Köpfe zählen. Sie wurden schon im siebzehnten Jahrhundert dem Christentum gewonnen, doch trotz aller Bemühungen der Geistlichen haben sie eine neue Lehre in Zusammenhang mit ihrem „Mezkalglauben“ gebracht.

Als in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Kiowa und Commanchen Bekanntschaft mit dem Peyotl machten, wurden dem Kaktus obendrein noch viele medizinische Eigenschaften angedichtet, so daß bald dreißig Stämme im US-amerikanisch-mexikanischen Grenzgebiet zu Peyotlessern wurden. Es wird auch behauptet, daß Indianer, die einen Abend des Peyotl trinken, eine ganze Nacht hindurch zu tanzen vermögen, ohne zu ermüden.



IM „RIESEN“ ZU MILTENBERG

war schon Wallenstein zu Gast. Auch Kaiser Rotbart, Ludwig der Bayer, Karl IV., Martin Luther, Tilly, Gustav Adolf, Königin Christine von Schweden und viele andere geschichtliche Persönlichkeiten kehrten hier ein. „Hotel Riesen“ in Miltenberg am Main ist eines der ältesten Gasthäuser Deutschlands. Besonders die Spezialität des Maingebiets „Zwiebelkuchen mit Most“ soll hier, wie Feinschmecker versichern, besonders köstlich munden.



ANGRIFFSLUSTIGER ALLIGATOR AUS NORDAMERIKA

Die Alligatoren gehören zu den krokodillartigen Kriechtieren. Sie kommen im südöstlichen Nordamerika und in China vor. Der Hecht-Alligator — unser Bild zeigt einen wenig kamerafreundlichen Genossen — wird in Alligatorfarmen gezüchtet. Seine Bauchhaut verarbeitet man zu Leder. Vor allem Schuhe und Handtaschen werden aus diesem Naturstoff gefertigt.

KOKSLÖSCHTURM EINES STEINKOHLENWERKES IN BOCHUM

Natur und Technik gehören untrennbar zusammen. Unter Technik verstehen wir ja nichts anderes als das Bestreben des Menschen, sich die Kräfte der Natur seinen Zielen dienstbar zu machen. So ist denn die Technik so alt wie die Menschheit selbst. Ihre ersten Zeugnisse sind Waffen und Werkzeuge; später kamen Gefäße, Gewebe und Schmuck hinzu. Auch die riesigen Tempelbauten und Grabdenkmäler versunkener Kulturen, die sich so harmonisch in die Landschaft einfügen wie heute unsere Dome und Kirchen im Kranz freundlicher Städte gehören hierher. Nicht erst heute leben wir daher im „Zeitalter der Technik“. In unseren Tagen allerdings wurden Kohle, Wasserkraft und der flüssige Brennstoff zu sie beherrschenden Faktoren. Seit der Entdeckung der Atomkraft in der Mitte des 20. Jahrhunderts stehen wir vor neuen, jetzt noch gar nicht absehbaren Problemen.



Unheimliche Begegnung in der Zinn-Mine

Ein Bericht aus dem heißesten Bergwerk der Welt

Weithin ausgebreitet über die Malaienstaaten, zwischen Siam und einer Stelle, wenige Meilen vom Äquator entfernt, liegen die heißesten Bergwerke der Welt; es sind die Zinn-Bergwerke der Malaisischen Halbinsel, aus denen gewaltige Schätze gefördert werden. Die Lage der Bergwerke mitten im Urwald ist außerordentlich schön, und die Gewinnungsarten sind so interessant, daß ein Reisebüro in Singapur sogar für die Rundreisen in den Malaienstaaten auch den Besuch einer solchen Zinn-Mine vorsieht. Aber nur wenige Touristen entschließen sich dazu, denn die Hitze ist auch noch im Winter so groß, daß sie kaum erträglich ist. Daher gehören diese heißesten Bergwerke zu den unbekanntesten der Welt.

Die rascheste und wirkungsvollste Art der Zinngewinnung besteht im Baggern. Es ist ein phantastisches Schauspiel, wie die Eimer unaufrichtig aus dem heißen gelblichen Wasser heraussteigen. Oft bringen sie auch ganz andere Dinge mit als den zinnhaltigen Ton. Baumstämme, andere Überreste eines längst begrabenen Urwalds und nicht selten auch —

Purpurrot wie von geschminkten Mädchenlippen glüht.

In der Tiefe werken die Arbeiter mit Monitoren, riesigen Spritzen, aus denen Wasserstrahlen mit einem Druck von 200 Pfund und mehr herausgeschleudert werden. Es ist, wie wenn Kanonen gegen das zinnführende Gestein gerichtet würden.

Vor kurzem sah ein Arbeiter, der mit einem Monitor arbeitete, plötzlich rechts von sich zwei grünfunkelnde Augen. Nur ein Bewohner des Dschungels hat solche Augen, und das der Kuli wußte, richtete er mehr aus Schrecken als mit Absicht seine Spritze gegen die Augen. Ein wildes Gebrüll folgte und dann Schweigen. Am Morgen fand man den zerrissenen Körper eines Tigers so völlig zerstört, daß sein Fell wertlos war.

Indiens Teeplantagen vor dem Ruin

Schlechte Ware, hohe Löhne, große Steuern

Von 150 Teeplantagen in Westbengalen mußten 30 ihre Produktion einstellen. Keine einzige in Bengalen und nur wenige in Assam haben seit 1952 einen Gewinn zu verzeichnen. Der im September 1951 einsetzende Preisverfall hat sich bedenklich gesteigert, und die 100 Jahre alte indische Teeindustrie ist in eine erste Krise geraten.

Zwischen 1938 und 1951 schnellte die indische Produktion wegen der erhöhten Nachfrage der Kriegs- und Nachkriegsjahre von 450 Millionen auf 600 Millionen Pfund auf die Höhe. Das ging jedoch auf Kosten der Qualität. Das geheiligte Prinzip des Teeplücker „zwei Blätter, eine Knospe“, das beste Qualität garantiert, wurde nicht mehr beachtet und die Sträucher wahllos gerupft. Nachdem Indonesien und Japan wieder exportfähig wurden, wirkte sich die Qualitätsminderung für Indien nachteilig aus. 1951 lag ein Angebotsüberschuß von 37 Millionen Pfund vor.

Die Telling Bengalens 1947 versetzte den Teeplantagen einen zweiten Schlag. Die direkte Bahnverbindung nach Nordbengalen und Assam wurde unterbrochen, und die Transportkosten stiegen enorm. Auf einer Tonne Kohle, die in den Bergwerken Westbengalens 17 Rupien kostet, lasten 77 Rupien Frachtpesen, bis sie in Nordbengalen eintrifft. Ähnlich verhält es sich mit den Teelisten. Die Arbeitslöhne sind dreimal so hoch wie 1938.

Tee ist einer der größten Devisenbringer Indiens und eine Steuerquelle ersten Ranges. Tee beschäftigt allein in Nordostindien über eine Million Arbeiter, Fabrikation von weniger, aber besserem Tee bei geringeren Produktionskosten ist heute die Parole der Pflanzler. Aus eigener Kraft aber werden sie dieses Ziel nie erreichen. Vor allem bedarf das Internationale Teeabkommen von 1933 der Revision, das Anbaufläche und Export der größten Teeproduzenten Indien, Ceylon und Indonesien regelt und heute noch in Kraft ist. Wenn die Zentralregierung nicht alles tut, kann es leicht sein, daß die besten Teegärten, mühsam dem Urwald abgerungene Rodungsgebiete, wieder seine Beute werden. Die 30 in Westbengalen geschlossenen Teegärten wirken alarmierend.



JEDER ZOLL EINE KÖNIGIN

Aus königlichem Geschlecht stammt diese abessinische Löwin. Schon früh hat man jene geschmeidigen Großkatzen der Wildnis zur Herrscherin unter den Tieren erhoben, — wenigstens taten dies die Dichter. Möglicherweise sind die Zoologen anderer Meinung; doch alle sind wir darin einig: ein prachtvolles Tier.

Schlangen. Meist werden bei Nacht, wenn die Baggermaschine im Geisterlicht der Scheinwerfer surrt und seufzt, solche Schlangen heraufbefördert, grauschwarze Kobras, lichtgrüne Grasschlangen, Riesenschlangen und Schlangen, die fahl und geisterhaft glänzen wie der Mond; die letzteren bieten den furchtbarsten Anblick, sind aber harmlos.

Mag es auch noch so heiß sein unter dem Dach aus Eisenblech, das die Baggereinrichtung bedeckt, so ist es doch immer kühl, verglichen mit den unerträglichen Hitzegraden im Innern des Bergwerks. Selbst die Kulis, die die ausdauerndsten und zähesten Arbeiter der Welt sind, können es in der Höllenglut dieser Erdtiefe nur wenige Monate aushalten.

Aber schön und romantisch ist es in diesen malaischen Bergwerken. Da herrscht kein Rauch, kein Staub, kein Schmutz. Tropische Gewächse, reichblühende Bäume bilden den großartigen Rahmen, und bevor man in dem Förderkorb in die Tiefe sinkt, blickt man noch auf phantastische Orchideen, aus denen ein

Interessante Welt

Das größte Kohlenlager der Erde befindet sich im Südpolarland, in der Nähe des Fridtjof-Nansen-Berges.

Punta della Campanella, das Vorgebirge der Halbinsel Sorrent am Golf von Neapel, hat seinen Namen daher, daß hier bei Sarazzenengefahr eine Glocke geläutet wurde.

Die Theiß ist so fischreich, daß ein ungarisches Sprichwort sagt: Fische machen von der Theiß ein Drittel aus.

Vorwiegend heiter

Literaten sind lustige Leute

Wer Witz hat, versteht auch Spaß

Goethe betrat einst in Jena das Gasthaus zur Tanne, in dem sein Erbkönig entstanden war. Dort saß nun der Dichter vor einer Flasche Wein, den er bald wie's seine Art war, mit Wasser taufte. Etliche Studenten saßen in Goethes Nähe und begannen sich über ihn lustig zu machen, weil er den edlen Tropfen mit Wasser vermischte. Eine Zeitlang blieb der Dichter ruhig; aber als die Studenten mit ihrem anzüglichen Gerede nicht aufhörten, trat er an den Studententisch und sagte:

„Das Wasser allein macht stumm, das bewiesen im Wasser die Fische. Der Wein allein macht dumm, das bewiesen die Herren am Tische. Daher, um keines von beiden zu sein, trink' ich mit Wasser vermischten Wein.“

Die Studenten verließen, einer nach dem andern, still das Wirtshaus.

Holberg lächelte ironisch

Der dänische Dichter Holberg ging stets sehr einfach gekleidet. Von seinen alten Sachen konnte er sich nicht trennen, sie waren ihm so wert wie treue Freunde, und besonders seinen Filzhut trug er so lange, daß seine Freunde ihn dieserhalb neckten und allerlei Possen mit ihm trieben; denn der Hut schillerte in allen Farben und hatte seine Form bereits ver-

loren. Aber alles half nichts, sondern beweckte gerade das Gegenteil: Holberg trug tagtäglich weiter seinen Chapeau.

Einmal traf ihn ein etwas angetrunkenen Student auf der Straße und rief ihm spöttisch zu:

„Aber Herr Holberg, das Ding auf Ihrem Kopf nennen Sie noch einen Hut?“



Arzt: „Ihr Puls geht sehr unregelmäßig. Sollte das vom Trinken kommen?“
Patient: „Ausgeschlossen, Herr Doktor, ich trinke ganz regelmäßig.“ (Mexiko)

DUELL IN 500 METER HÖHE

Doch auch der Siegespreis war „ausgeflogen“

Ein regelrechtes Duell in den Lüften fand in Paris im Jahre 1808 statt.

Die Duellanten waren zwei Edelleute, Mr. Grandpré und Mr. Le Pique. Beide Herren hatten sich in eine Sängerin der Oper verliebt und entschlossen sich, ihren Streit mit den Waffen auszutragen. Da aber ein gewöhnliches Duell dem romantischen Sinn der Kavaliere nicht behagte, wählten sie sich für diesen Zweck eine gänzlich neue Form: den Zweikampf in der Luft. Es wurden dazu zwei Ballons von gleicher Größe hergestellt und im Tuilleriesgarten verankert.

Am verabredeten Tage erschienen dort die beiden Gegner, und jeder bestieg unter den Augen einer gewaltigen Menschenmenge eine Gondel. Die Übereinkunft ging nun dahin, daß die Edelleute nicht aufeinander, sondern auf den Ballon des Gegners schießen sollten. Zu diesem Zweck hatten sich beide mit schweren Büchsen bewaffnet. Man rechnete darauf, daß am Ende der Ballon eines Kämpfers platzen würde, dann mußte das Gas ausströmen und der Betreffende mit seinem Ballon aus der Höhe herabstürzen. Dem Sieger sollte dann

die Dame gehören, er nur durfte sie als seine Frau heimführen.

Auf ein Signal hin wurden die Tauen losgeschnitten, an denen die Ballons befestigt waren, und unter allgemeiner Spannung begann der Aufstieg. Ein massiger Wind trieb die beiden Gondeln ganz gemütlich vorwärts. Als sie etwa 500 Meter hochschwebten, ertönte ein neues Signal, das den Beginn des Kampfes ankündigte. Le Pique schoß zuerst, jedoch verfehlte sein Ziel. Nun legte Grandpré an, und seine Kugel schlug in die Hülle des Ballons. Der sank in sich zusammen, breitete sich jedoch wie ein Fallschirm über der Gondel aus, so daß Le Pique unverletzt auf der Erde landete. Grandpré blieb nun gar nichts anderes übrig, als ebenfalls die Reißleine zu ziehen und zur Erde herunterzukommen.

Die schöne Sängerin aber — und das ist wohl das Kostlichste an dem Geschichtchen — war während des Duells der beiden Kampfhähne mit einem italienischen Tänzer durchgegangen. Die beiden „Luftschiffer“ mußten noch lange Zeit die Spottworte ihrer Bekannten über sich ergehen lassen, aber sie blieben von der Zeit an die besten Freunde.



Haben Sie so starke Ohrenscherzen, daß Sie die Ohren verbunden haben?“

„Ach nein, aber ich kann diese entsetzliche Musik nicht hören!“ (England)

Lächerliche Kleinigkeiten

Erklärlich

Mielke zeigt seinem Freunde Biermann, der ihn auf der Durchreise besucht, die Stadt. Vor einer Villa bleibt der Freund stehen und sagt: „Das ist ja ein fabelhaftes Haus, ganz entzückend, geschmackvoll...“

Sagt Mielke: „Und doch ist es gebaut aus

dem Blut, den Schmerzen, den Tränen und Seufzern vieler armer Mitmenschen...“

Biermann: „Um Himmels willen, wieso denn? Wem gehört denn das Haus?“

Mielke: „Einem Zahnarzt.“

Faule Ausrede

Richter: „Sie bestreiten also, einen Diebstahl beabsichtigt zu haben? Der Zeuge hat doch gesehen, wie Sie Ihre Hand nach der Tasche des Herrn ausgestreckt haben.“

Angeklagter: „Ausgestreckt habe ich die Hand, das stimmt, aber nicht nach der Tasche des Herrn.“

Richter: „Warum denn sonst?“

Angeklagter: „Ach, ich wollte nur mal sehen, ob es regnet!“

Die Frage

„Viel hätte nicht gefehlt, dann hätte ich mich verheiratet!“

„Soo, wieviel hat denn gefehlt?“

Die richtige Adresse

„Wer ist hier die verantwortliche Person“, fragte der wütende Kunde, der sich beschweren wollte.

„Wenn Sie den meinen, der stets die Schelte bekommt, dann bin ich es, mein Herr“, erklärte bescheiden der Laufbursche.

Boshaft

Sie: „Ach, entschuldige mich, Männchen, draußen steht ein Bettler, ich will ihm auch etwas von unserm Mittagbrot zu essen geben.“

Er: „Recht so, dann kommt er wenigstens nicht wieder.“



„Ich komme schon zum 25. Male nach meinem Geld!“

„Also ein Jubiläum! Haben Sie wenigstens ein paar Blumen mitgebracht?“ (Frankreich)

Harte Nüsse

Das wissen Sie bestimmt!

- Don Quixote macht sich lächerlich durch seinen Ritt gegen die
 - Beuteltiere von Norderney, b) Windmühlen, c) Jungfrau von Orleans, d) Lustigen Weiber von Windsor
- Simson war ein jämmerlicher Schwächling ohne
 - Vollbier, b) seine Freundin Delli, c) Haare, d) das Wunderhorn Olfant
- Der Riese Atlas trug auf seinen starken Schultern
 - goldfunkelnde Epauletten, b) das Himmelsgewölbe, c) den ersten Globus, d) die Vorderfront des Pantheons
- Peter Schlemihl hatte im Gegensatz zu anderen Leuten keinen
 - Verstand, b) Schwiegervater, c) Schatten, d) Orientierungssinn

Wer war die Glückliche?

- | | |
|-------------------|-------------------|
| 1. Romeo und? | 7. Othello und? |
| 2. Leander und? | 8. Tellheim und? |
| 3. Tristan und? | 9. Max und? |
| 4. Herrmann und? | 10. Don José und? |
| 5. Egmont und? | 11. Caesar und? |
| 6. Ferdinand und? | 12. Leonce und? |

Bekannte Oper

Gerti von Tecker — Sopran — Emden

In welcher Oper singt die Dame heute?

Schachaufgabe



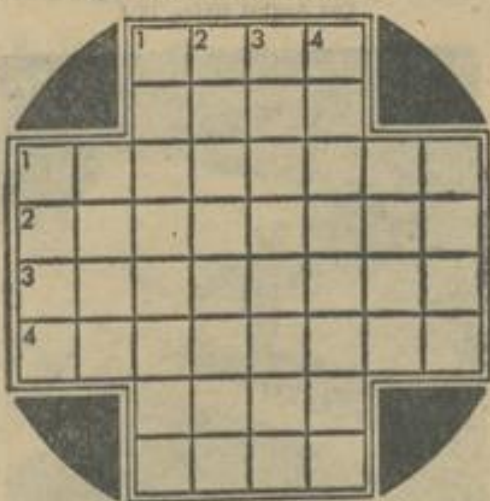
Glegold

Matt in zwei Zügen
Kontrollstellung. Weiß: Kh1, Tg8, La2, Lb3, Sc7, Se7, Bd5, d6. — Schwarz: Kf7, La8.

Was ist richtig?

- Kierkegaard
 - ostfriesischer Kirchendiener, b) dänischer Philosoph, c) Friedhof in Skandinavien
- Rowdy
 - Raufbold, b) polnischer Name für Ratibor, c) mittelrussisches Sumpfgelände
- Zikade
 - Regierungszeit altrömischer Kaiser, b) Insekt, c) mehrbändiges Romanwerk

Magisches Kreuz



Waagrecht und senkrecht gleichlautende Wörter folgender Bedeutung sollen in die Figur eingetragen werden: 1. Schlachtort bei Brüssel, 2. Stadt in Australien, 3. Wolfsspinnne, 4. einzeln gefaßter Brillant.

Komponisten gesucht

- Der Bajazzo
- Das Unmöglichste von allem
- Anakreon
- Der König von Yvetot
- Der Postillon von Lonjumeau
- Alda
- Hoffmanns Erzählungen
- Die lustigen Weiber von Windsor
- Zar und Zimmermann
- Fra Diavolo
- Cavalleria rusticana
- Die Afrikanerin
- Frühlings Erwachen
- Der Barber von Sevilla
- Boris Godunow
- Die Kluge
- Der eiserne Heiland
- Der goldene Hahn

Wenn Sie die Komponisten der vorstehenden Opern richtig ermittelt haben, ergeben ihre Anfangsbuchstaben den Titel einer Oper von Donizetti.

Versrätsel

Der Mime kam in R und rief: „Nun spielt allein“, als man die G ihm vorenthielt.

Zahlenproblem

1	2	3
4	5	6
7	8	9

Die Zahlen von 1 bis 9 sollen so untereinander ausgetauscht werden, daß die Summe sämtlicher waagerechten und senkrechten Reihen wie auch der Diagonale von links unten nach rechts oben 15 ergibt.

Bittere Weisheit

Maat — Anis — Saat — Ober — Leid — Ebro — Test — Solo — Tang — Gama — Arno — Geiz — Bart.

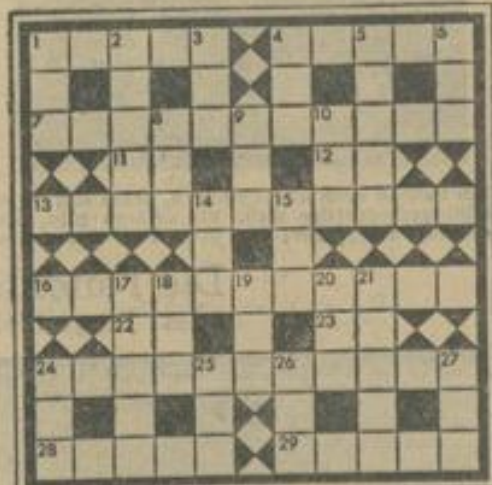
Jedem der vorstehenden Wörter sollen zwei Buchstaben entnommen werden. Im Zusammenhang gelesen, ergeben sie einen Stoßseufzer.

Besuchskarte

Heli Nitt
Posen

Was ist diese Dame von Beruf?

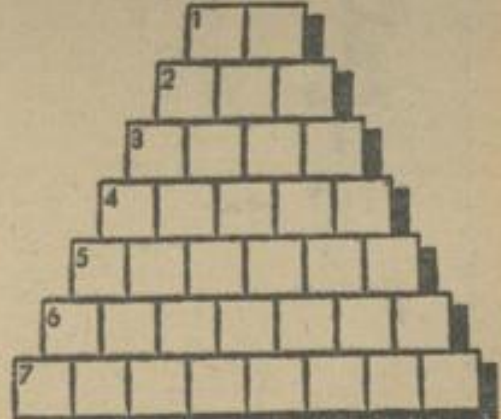
Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Wassergefäß, 4. Feuer, 7. USA-Staat, 11. franz. er, 12. russ. Strom, 13. Ausruf, 16. Aktenaufbewahrung, 22. „Im Jahr d. Herrn“ (abgek.), 23. Ägypt. Gott, 24. Dünengras, 28. deutscher Präsident, 29. Donauzufluß.

Senkrecht: 1. Hirschtier, 2. sowjetruss. Diplomat, 3. nordafrikan. Gebirge, 4. Zahlungsart, 5. Abwesenheit vom Tatort, 6. Normzeichen, 8. Rheinzufuß, 9. Amphibe, 10. Zwangslage, 14. Tierkadaver, 15. Wappentier, 17. Elite-truppe, 18. Mädchennamen, 19. Lebensende, 20. Papagei, 21. festlicher Tisch, 24. Gewässer, 25. rinnenförmige Vertiefung, 26. Raubfisch, 27. selten.

Pyramiden-Rästel



Wörter nachstehender Bedeutung sollen in die Figur in gewohnter Weise eingetragen werden: 1. persönliches Fürwort, 2. Westeuropäer, 3. nordischer Männername, 4. Staatenbezeichnung, 5. Ausruf, 6. Beruf, 7. Gesteinsart.

Auflösungen aus der vorigen Nummer

Silberrästel: 1. Wohlfahrtsamt, 2. Ararat, 3. Saturn, 4. Mameluck, 5. Agamemnon, 6. Nuntius, 7. Ninive, 8. Ilias, 9. Chrestomathie, 10. Tavernen, 11. Anemone, 12. Unruh, 13. Fillaie, 14. Gloriolo, 15. Irrlicht, 16. Breiten, 17. Tangente. — Was man nicht aufgibt, hat man nie verloren!

Gut gesagt: Das Glück kann man nur multiplizieren, indem man es teilt.

Schachaufgabe: 1. Lc4 — e2, Ke3 x Td2
2. Df5 — d3 matt
1. ... Lei x Td2, 2. Df5 x e5 matt
1. ... e5 — e4, 2. Df5 — g5 matt

Magisches Zahlenquadrat: 14 35 20 07 86
27 06 84 15 30
85 10 37 26 94
36 24 93 80 17
90 87 16 34 25

Einsetzungsaufgabe: 1. Sarabande, 2. Heidelberg, 3. Umnachtung, 4. Kartell, 5. Phrase, 6. Geisel, 7. Bastille. — Benares

Kaum zu glauben: Blech — Zinn, Lech — Inn
Was ist das: 1, b — 2, a — 3, c

Besuchskarte: Schornsteinfeger

Seltsam, seltsam: PARA

Eins ins andere: 1. Re, 2. Ren, 3. Reni, 4. Niero, 5. Rheine, 6. Hermine, 7. Hermelin.

Kreuzworträtsel Waagrecht: 1. Kadi, 3. Artist, 7. Emu, 8. Udo, 9. Tee, 11. Ems, 13. Ada, 15. Aue, 16. Eskapade, 20. Lot, 21. pro, 22. Rio, 24. Graudenz, 27. Joe, 28. Run, 30. Ate, 33. Ave, 34. Uri, 35. Ase, 36. Saturn, 37. Mate. — Senkrecht: 1. Kessel, 2. Amt, 3. Ade, 4. Romadour, 5. See, 6. Terz, 10. Ida, 12. Sue, 13. Akt, 14. Appretur, 17. Sol, 18. Ara, 19. DIN, 22. Ren, 23. Azalee, 24. Goa, 25. Dur, 26. Maas, 29. Eva, 31. Ern, 32. Ast, 33. aa.